Kriegserfahrungen = Expériences de guerre

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **7 (1931-1932)**

Heft 14

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Schiedsrichter wollten unserm Mut auch gar nichts zutrauen. Die gegnerische Verteidigungsstellung westlich Brittnau am Schinberg mußte zuerst sturmreif geschossen werden von unserer Artillerie. Während dieser Zeit hatten wir in der vordersten Linie immer wieder kleine Geplänkel mit dem Gegner. Seinen Signalposten auf dem Kirchturm hatten wir trotz gutem Versteck bald entdeckt. Drei Soldaten nahmen den Mann gefangen und führten ihn ab. Wir hatten unsern ersten Gefangenen.

Endlich waren alle Vorbereitungen zum Angriff auf den Schinberg getroffen. Durch die Häuser von Brittnau schlich ich mit meinen Füsilieren bis an den Abhang des Hügels. Von hier krochen wir auf allen vieren durch Gebüsch immer höher hinauf. Auf halber Höhe angekommen, warteten wir den letzten Feuerschlag unserer Mg. und Lmg. ab: Aus den Dächern von Brittnau schossen überraschend unsere automatischen Waffen. Wir krochen weiter. Und wie das Feuer aufhörte, ein paar Sprünge und wir waren mitten im Feind drin. Das war ein Durcheinander, Kommandos wurden gerufen, aber es nützte nichts, alles strömte einfach zurück. Wir fühlten uns natürlich als die großen Sieger. Noch bis an den jenseitigen Waldrand verfolgten wir den Gegner. Hier gruben wir uns vorläufig ein, bis unsere Kompanie aufgeschlossen war. Ein schönes Bild bot sich uns von dem Hügel aus, den wir besetzt hielten: Die Sonne war eben am Untergehen. Mit ihren letzten Strahlen beleuchtete sie die ganze Alpenkette und tauchte sie in ein rötliches Licht. Direkt vor uns lag das Wiggertal mit seinen Weiden und Wiesen, Kuhglocken tönten zu uns herauf. Die Soldaten faßten ihre Gewehre fester. Unsere Heimat zeigte sich in ihrem schönsten Gewande.

Der Stahlhelm

(Vergleiche den Artikel von H. Z. in Nr. 5; wiederholt zurückgestellt.)

Daß der Stahlhelm in *erster* Linie ein Grabenausrüstungsgegenstand ist, ist nicht zu bezweifeln. Er ist aber nicht entstanden, um den Soldaten vor Kopfschüssen zu bewahren, da bekanntlich alle Infanteriegeschosse den Helm durchschlagen, außer wenn sie, aus sehr großer Entfernung abgegeben, ihre Rasanz verloren haben, oder wenn sie ganz flach auftreffen. Der Helm ist Schutz gegen Sprengstücke von Artilleriegeschossen und Handgranaten. Im Weltkrieg entstand der Großteil der Verwundungen durch solche Sprengstücke und nicht durch Infanteriegeschosse. Da aber auch in einem Bewegungskriege die Artillerie eine große Rolle spielen wird, so ist der Stahlhelm auch in Zukunft für den modernen Soldaten eine unentbehrliche Schutzwaffe.

Aber warum nicht auch Nützliches mit dem Notwendigen verbinden? Warum einen scharfen Unterschied zwischen Ausrüstungsgegenstand und Bekleidungsstück machen? Wenn ja ein und dieselbe Sache für beides dienen kann! Es gibt ja gar keinen besseren und bequemeren Schutz gegen Regen und Wind, als unseren Helm. Ja, um durch Dickicht zu marschieren ist er uns geradezu unentbehrlich geworden. Auch die wetterfesteste Mütze vermag Regen, Schnee und Geäst nicht so abzuhalten, wie der Helm. Bei Schneesturm vermache man die Luftlöcher mit Papier und man fühlt sich wie hinterm Stubenofen.

Auf Märschen soll « Helm ab » oder vielmehr « Helm ab gestattet » befohlen werden, denn nur das ist Marscherleichterung, während eine Mütze auf dem Marsch (geradesogut wie ein Hut im Zivil) nur hinderlich und schädlich ist. Der Helm wird am Sicherungsriemen des Tornisters bei der Patronentasche, nicht am Bajonett, befestigt. Bei Regen kann man als Marscherleichterung das Kinnband in den Helm hineinlegen lassen.

Sonntägliche Promenaden machen unsere Soldaten bekanntlich nicht im Helm, sondern in der, leider allerdings unglücklichst gewählten, Policemütze.

Daß der Helm Nachteile hat, ist nicht zu leugnen. Beim Sichhinwerfen im Gefecht geniert allerdings ein wirklich gut angepaßter Helm mit gut angezogenem Kinnband wenig. Auch die Komplikationen beim Anziehen der Gasmaske sind durch die höchst einfache Einrichtung des Hakens auf der Seite gänzlich weggefallen. Was die mündliche Befehlsgabe anbelangt, steht es auch nicht so bös; denn im modernen Kampf ist jede mündliche Befehlsgabe bei einmal entwickelter Gruppe des Gefechtslärms wegen sowieso ausgeschlossen. Zeichengeben ist einzige Uebermittlungsmöglichkeit. Das Weitersagen wird im Ernstfall immer versagen, außer bei Leuten, die sich monatelang aufeinander eingearbeitet haben.

Einzig für das Telephon, den Kompaß (Ablenkung der Nadel) und die Anpassung ans Gelände (Sichtbarkeit auf weite Distanz infolge Glanz) ist der Helm ein Feind. Aber da die beiden erstgenannten Sachen nicht in vorderster Feuerlinie zur Anwendung kommen, kann man wohl den Helm für ihren Gebrauch, der sich übrigens auf einzelne beschränkt, abnehmen. Gegen das letztere kann man sich helfen durch Bestreichen mit Erde, was unbedingt vor jedem Gefecht stattfinden muß, und durch geschickte Tarnung.

Für die Gegenwart sind wir mit unserm praktischen, kleidsamen Helm als Ausrüstungsgegenstand *und* Bekleidungsstück genügend und gut versorgt.*) Es ist sicher notwendiger, unser Augenmerk auf anderes zu richten (kürzeres Gewehr, Infanteriegeschütz, Minenwerfer), als auf eine Chauffeurmütze mit einer an urgroßväterliche Bärenmützen und weiße Hosen erinnernden Kokarde. K. O.

Infanteriegeschütze

Zn. Der gefährlichste Feind unseres Wehrwesens ist die Selbstzufriedenheit, der Stolz des Schweizers auf seine Armee. Wenn ausländische Offiziere, die unsere Schulen oder Manöver besuchen, ihre volle Anerkennung aussprechen über die in so kurzer Ausbildungszeit erreichten Resultate, so streichen wir gerne solches Lob ein und möchten uns auf den billigen Lorbeeren ausruhen. Aber nirgends so wie in der Landesverteidigung bedeutet Stillstand sogleich Rückschritt. Wie irgendeine andere Institution oder ein Unternehmen, muß sich auch die Armee stetsfort den Forderungen der Gegenwart und der Zukunft anpassen. Im letzten Jahrzehnt hat die Technik des Krieges eine Umwälzung erfahren, der sich in beschränktem Maße auch unsere Armee anpassen muß. Es gilt nicht, blind alles nachzuahmen, was die großen Militärstaaten an Neuerungen einführen. Die Verhältnisse unseres Landes erlauben nicht die Anschaffung jedes modernen Kriegsgerätes; glücklicherweise verlangen auch die Aufgaben unserer Armee und die Art un-

*) Uebrigens arbeitet man meines Wissens an der Fabrikation eines Helmes aus besserem Stahl ohne wesentliche Gewichtsabnahme.

serer Landesverteidigung dies nicht. Aber bis zu einem gewissen Grade muß doch auch unsere Landesverteidigung sich der Kriegführung der andern Staaten anpassen, und muß insbesondere auch unsere Bewaffnung, immer unter Berücksichtigung unserer besondern Verhältnisse, modern sein.

Die schweizerische Artillerie war schon 1914 nicht mehr neu; sie war auch sehr wenig zahlreich und unvollständig. Seither ist der große Krieg über die Erde gegangen und in zehn weitern Jahren haben manche Fragen mehr oder weniger abgeklärt werden können, so daß es heute kaum mehr zu früh ist, Bewaffnungsfragen der Artillerie zu studieren. In einem Vortrag über Artilleriebewaffnungsfragen, der in der «Schweizerischen Monatsschrift für Offiziere aller Waffen» veröffentlicht wurde, gelangt Artillerie-Oberstleutnant *P. Curti,* der Vorstand der militärwissenschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, zum scheinbar paradoxen Schlusse, daß eine erste Stärkung unserer Artillerie möglich sei durch die Ausrüstung der Infanterie mit den erforderlichen schweren Waffen. Ohne auf die eigentlichen Bewaffnungsfragen der Artillerie einzugehen, seien hier deshalb nur die Ausführungen von Oberstleutnant Curti über Infanteriegeschütze gekürzt wiedergegeben.

Es ist eine der Erfahrungen des großen Krieges, daß es selbst mit dem mächtigsten Artilleriefeuer nie möglich war, vor der angreifenden Infanterie das Gelände nach der Tiefe vom Feinde völlig zu säubern; trotz des Zerstörungsfeuers gegen die Hindernisse und Gräben, trotz des Begleitfeuers, das als Walze schützend vorgelagert war, tauchten immer wieder kleine Ziele auf, die durch die Feuermaschen durchgeschlüpft waren, kleinkalibrige, automatische Waffen, die sofort jedes Weitergehen des Angreifers stoppten. Heute, wo überall das leichte Maschinengewehr eingeführt ist, wird das erst recht wieder der Fall sein.

Um diese schwer definierbaren Punktziele wirksam bekämpfen zu können, muß die Infanterie ein ihr eigens zugeteiltes *leichtes Geschütz* erhalten, das beim Angriff ihre detaillierte Gefechtsdisposition genau kennt, namentlich aber aus der Nähe ihre Nöte (feindliche Maschinengewehre, Gegenstöße) augenblicklich erfaßt und dann rasch eingreift auf nicht zu große Distanz (bis 2 km) und präzis, um mit wenig Munition auszukommen. Das kleine Geschütz fände also rein infanteristische Verwendung, zum Beispiel beim Bataillon, und immer nur dann, wenn die Artillerie der Aufgabe nicht genügen kann. Ueber diese taktischen Notwendigkeiten herrscht wohl nur eine Meinung, dagegen wird um die technische Lösung noch gestritten. Oberstleutnant Curti fordert ein Splittergeschoß, das von oben her einschlägt und die eigene Infanterie leicht und ohne Schwierigkeiten überschießen kann. Das ermöglicht nur die krumme Flugbahn und damit gelangt man auf eine kleine Haubitze oder einen *Werfer.* Er muß der Infanterie folgen können, also zerlegbar sein in Mannestraglasten von 30 kg. Als Beispiel sei ein amerikanischer 7,5-cm-Infanterie-Werfer erwähnt, der mit 130 kg Totalgewicht in vier Lasten ein 6 kg schweres Geschoß 1700 m weit werfen kann.

Eine sehr ernste Aufgabe bietet uns die *Tankabwehr.* Man hat eingesehen, daß für ein Tankabwehrgeschütz ein Kaliber von 45 mm ein Minimum sei, weil es sich nicht nur um ein Durchlochen des Panzers handelt, sondern um gehörige Zerstörung mit reichlich Splittern, Feuer und Rauch. Da die Anforderungen an einen Werfer und an ein Anti-Tankgeschütz ganz verschiedene sind, sind auch Kompromißlösungen, die beides in einer Waffe verwirklichen wollten, sehr unbefriedigend ausgefallen. Es sind also zwei verschiedene Geschütze nötig. Im französischen Infanteriebataillon sind zwei Werfer und eine kleine Kanone vorhanden. Im deutschen Regiment sehen wir als dreizehnte Kompagnie die Werferkompagnie mit vier oder sechs leichten und mittlern Werfern und sechs Geschützen (vorerst Feldkanonen). Wo moderne Tankabwehr noch fehlt, greift man vorläufig auf die Feldkanone. Ihre Verwendung für diese Aufgabe ist aber äußerst unökonomisch, weil ein Geschütz mit dreimal geringerer Wurfleistung genügen würde. Oberstleutnant Curti kommt zum Schlusse, daß das Infanterieregiment eine Batterie Werfer und eine Batterie Geschütze gegen Panzerwagen und Tanks benötige. Diese letzte Aufgabe könnten wir vorerst mit der alten 7,5-cm-Feldkanone lösen, die wir teils geschützweise an die Bataillone abgeben, teils in größerer Zahl motorisiert dorthin werfen könnten, wo das Gelände einem feindlichen Tankangriff günstig ist.

A propos d'une „formidable" invention allemande

Nous tirons de la « Revue Militaire Suisse » de février les lignes suivantes:

« La presse quotidienne a annoncé, avec les superlatifs qui sont d'usage courant dès qu'on parle d'inventions étrangères, la création d'une « formidable » arme à feu dont les caractéristiques seraient telles qu'elles « révolutionneraient complètement la balistique ». On ajoute même que les milieux militaires anglais seraient très impressionnés.

Nos lecteurs savent qu'il s'agit d'une récente invention due à M. Gerlich, ingénieur à Kiel. Ce dernier a réussi à mettre au point un fusil (Hager-Ultra) tirant une balle (projectile de 7 mm pesant 6,5 gr) à grande vitesse initiale (environ 1500 sec.) et susceptible de traverser une plaque blindée de 12 mm, recouverte d'un revêtement bétonné très résistant. On ne nous dit pas à quelle distance ces tirs ont été effectués.

Constatons tout d'abord qu'il est difficile de « révolutionner » la balistique. Cette discipline de l'esprit est soumise à un certain nombre de lois, procédant d'une rigoureuse logique et dont toutes les déductions susceptibles de renouveler cet art ne peuvent échapper au raisonnement mathématique le plus impérieux. Il ne peut donc être question que d'un perfectionnement plus ou moins accentué des matériels actuellement en exploitation, avec toutes les servitudes que comporte obligatoirement toute réalisation nouvelle dès qu'on passe à son application pratique, notamment dans le domaine de l'armement individuel. Tout en suivant avec attention les essais entrepris par l'ingénieur Gerlich, il convient de ne pas oublier que seule nous intéresse la portée pratique d'une telle invention.

Les données techniques nous manquent, qui nous permettraient d'asseoir notre jugement et d'estimer à leur juste valeur les résultats obtenus par M. Gerlich. Contentons-nous, pour l'instant, de rappeler brièvement certains principes qui ont, de tous temps, conditionné la construction et les possibilités balistiques des armes à feu.

Il est parfaitement possible de réaliser une arme portative pouvant abriter un projectile susceptible d'être tiré à une vitesse initiale de 1500 m/s. Ce principe a été largement exploité pendant la dernière guerre, notamment dans l'artillerie lourde. Cependant, la difficulté qui s'attache à la réalisation de telles performances tech-